

Beiträge und Zusammenfassungen in Einfacher Sprache

Vorwort – über uns als Herausgeber:innen

Diesen Text haben Mandy Hauser, Anne Goldbach, Saskia Schuppener, Nico Leonhardt und Helene Hellmann geschrieben.

Dieses Buch handelt vom Thema Partizipative Lehre. Das bedeutet, dass wir darüber sprechen, wie Menschen, die eigentlich keinen Zugang zur Hochschule haben, in der Hochschule unterrichten können.

Wir als Herausgeber:innen des Buches arbeiten selbst an der Hochschule. Wir haben alle eine Ausbildung in Sonderpädagogik, aber wir verstehen uns auch als Forscher:innen und Lehrer:innen, die sich für Inklusion einsetzen. Wir möchten, dass auch Hochschulen inklusiver werden. Seit 2019 arbeiten wir an der Universität Leipzig mit Menschen mit Lernschwierigkeiten zusammen in der Lehre.

Die Hochschule ist aber weiterhin ein sehr mächtiger Ort, der viele Menschen ausschließt. In unserer täglichen Arbeit spüren wir viele Herausforderungen, die sich aus dem Spannungsfeld zwischen ausschließender Tradition und inklusiver Entwicklung an Hochschulen ergeben.

Deshalb wollen wir dieses Buch herausgeben.

Wir möchten eine Diskussion darüber anregen, wie Partizipative Lehre an Hochschulen gestaltet werden kann.

Dabei möchten wir die Meinungen von Wissenschaftler:innen und von Menschen, die selbst eine Behinderung haben, einbeziehen.

Das Buch ist in drei Teile gegliedert:

1. Im ersten Teil beschreiben wir, wie sich Partizipative Lehre entwickelt hat und welche Fragen noch nicht geklärt sind.
2. Im zweiten Teil sagen Expert:innen aus verschiedenen Bereichen ihre Meinung zu diesem Thema.
3. Im dritten Teil fassen wir die verschiedenen Meinungen zusammen und geben Anregungen für die Weiterentwicklung von Partizipativer Lehre.

Wir möchten, dass dieses Buch von vielen Menschen gelesen wird. Deshalb versuchen wir, die Sprache einfach zu halten und komplizierte Ideen verständlich zu erklären.

Grundlagenbeitrag

Partizipative Lehre weiterentwickeln.

Unsere Gedanken und kritische Fragen an Expert:innen

Diesen Text haben Anne Goldbach, Nico Leonhardt, Mandy Hauser, Helene Hellmann und Saskia Schuppener geschrieben.

Einleitung

Seit einiger Zeit wird darüber gesprochen, dass Hochschulen zugänglicher für alle Menschen sein sollten.

Viele Menschen diskutieren aus verschiedenen Blickwinkeln darüber. Dabei geht es um die wichtigen gesellschaftlichen Themen wie Teilhabe, Mitmachen und Einbeziehung. Alle Menschen sollten die gleichen Chancen haben, an der Hochschulbildung teilzunehmen.

Aber es gibt Probleme:

Hochschulen sind immer noch Orte, an die nur bestimmte Leute gehen können. Um das zu ändern, müssen Hochschulen und die Menschen, die dort arbeiten, darüber nachdenken, wie und warum sie Menschen ausschließen. Sie müssen überlegen, wie sie das ändern können. Dafür müssen sie oft auch ihre eigene Haltung hinterfragen.

In den letzten Jahren gab es verschiedene Ideen, wie man mehr Vielfalt an den Hochschulen ermöglichen kann. Dabei sind Konzepte entstanden, die es möglich machen, dass Menschen ohne Abitur oder sogar ohne Schulabschluss an der Hochschule lernen und arbeiten können.

In Deutschland ist zum Beispiel das Konzept Partizipative Lehre entstanden. Dabei geht es darum, dass Menschen mit Lernschwierigkeiten Lehrer:innen an der Hochschule werden.

Bisher wurde noch nicht viel über Partizipative Lehre geforscht.

Deshalb gibt es viele Fragen zu diesem Thema:

- Was passiert, wenn wir Menschen, die bisher ausgeschlossen waren, in die Hochschulprozesse einbeziehen?

- Was müssen wir beachten, wenn wir Partizipative Lehre an Hochschulen einführen?
- Welche wissenschaftlichen Ideen sind wichtig, um über Partizipative Lehre nachzudenken?

Wir wollen diese Fragen nicht einfach beantworten, sondern über die verschiedenen Möglichkeiten nachdenken und sie diskutieren.

Dafür müssen wir verschiedene Dinge erklären.

1. Zuerst beschreiben wir die Eigenschaften von Hochschulen.
2. Dann beschreiben wir, wie Hochschulen begonnen haben, inklusiver zu werden.
3. Im nächsten Punkt möchten wir zeigen, dass Menschen mit Lernschwierigkeiten lange an Hochschulen vergessen wurden.
4. Danach stellen wir die Entwicklung von Partizipativer Lehre in Deutschland vor.
5. Und abschließend stellen wir unsere Fragen und Ideen vor.

Besonderheiten von Hochschulen

Hochschulen sind wichtige Orte für Wissenschaft und Gesellschaft. Sie entwickeln sich immer weiter und es entstehen neue Ideen. Aber man kann sagen, dass viele Ideen und Grundgedanken von Hochschulen schon eine lange Tradition haben. Deshalb geschehen Veränderungen hier oft sehr langsam.

Ein wichtiger Punkt in dieser Tradition ist die Exklusivität von Hochschulen. Das bedeutet, dass nicht jede Person an einer Hochschule lernen oder arbeiten kann. Es gibt bestimmte Regeln und Voraussetzungen dafür. Diese Exklusivität wird auch durch die Art und Weise unterstützt, wie Menschen über Hochschulen denken. Viele Menschen glauben, dass Hochschulen besondere Orte sind, an denen nur kluge Menschen arbeiten und studieren. Oft werden sie als Elite bezeichnet.

Diese Tradition hat einen Einfluss darauf, wie und welches Wissen hergestellt wird. Denn in dem Wissen, das an Hochschulen hergestellt wird, fehlen Sichtweisen von Menschen, die nicht an der Hochschule sein können. Damit hat die Hochschule auch einen großen Einfluss darauf, was in der Gesellschaft als normal und nicht normal angesehen wird.

Öffnung von Hochschulen für alle Menschen – Blick auf Vielfalt und Inklusion

Nationale und internationale Entwicklungen

In der heutigen Zeit verpflichtet sich jede Universität zu einer Politik der Vielfalt und Inklusion. Denn es gibt internationale Organisationen, die das empfehlen.

Vielfalt an Universitäten kann zum Beispiel bedeuten:

- Vielfalt der Studierenden oder
- Vielfalt der Lehrenden

In der Gesellschaft ist der Wunsch nach Vielfalt und Chancengleichheit in den letzten Jahren größer geworden. Deshalb gibt es auch den Wunsch, dass Hochschule ein inklusiver Ort wird. Trotzdem kommt diese Entwicklung in der Lehre von Hochschule nur langsam an.

Es gibt zwei verschiedene Wege im Umgang mit Vielfalt:

- 1) diskriminierende Strukturen an Hochschulen beseitigen
- 2) Vielfalt als etwas Positives wertschätzen

Beide Ansätze haben Vorteile und Nachteile. Beide Ansätze bedenken nicht, dass benachteiligte Personen an Hochschulen immer noch als anders und besonders wahrgenommen werden. Damit gehen Wertungen einher.

Spivak ist eine Philosophin. Sie hat viel über Privilegien nachgedacht. Privilegien sind Vorteile oder Rechte, die bestimmte Menschen oder Gruppen haben und andere nicht.

Spivak sagt: Es ist wichtig, dass Personen mit viel Macht über ihre Privilegien nachdenken. Sie müssen ihre Privilegien kritisch hinterfragen und versuchen, sie aufzugeben.

Bisher gibt es nur wenige Menschen mit Behinderungen als Lehrer:innen an der Hochschule. Das hat auch etwas damit zu tun, dass in Hochschulen bestimmte Fähigkeiten verlangt werden. Erst seit kurzem hinterfragen und kritisieren manche Wissenschaftler:innen diese Orientierung an bestimmten Fähigkeiten.

Geschichtliche Einordnung

In der Geschichte der Wissenschaft gibt es verschiedene Denker:innen mit verschiedenen Theorien. Diese Theorien blicken ganz unterschiedlich auf Gesellschaft und haben verschiedene Erklärungen dafür, wie eine Gesellschaft funktioniert.

Für uns sind die Theorien wichtig, die Machtverhältnisse in der Gesellschaft in den Blick nehmen und danach fragen, wie diese Machtverhältnisse sich entwickeln und was daraus entsteht. Die Theorien kritisieren die bestehenden Machtverhältnisse in der Gesellschaft. Ein wichtiger Punkt ihrer Kritik ist zum Beispiel, wie andere Kulturen in der Wissenschaft und Gesellschaft dargestellt werden. Denn oft werden andere Kulturen als fremd dargestellt. Damit entsteht ein Bild vom fremden Anderen und dadurch wird die Unterdrückung der Anderen als etwas Normales hingestellt.

Solche Theorien nennt man in der Wissenschaft post-strukturalistische Theorien.

In den 1980er Jahren wurden diese Ideen international bekannt.

Aber es dauerte eine Weile, bis sie an den Hochschulen ankamen. Denn damit wurden auch die bestehenden Machtverhältnisse an Hochschulen kritisiert.

Es gibt verschiedene Forschungsrichtungen, die aus diesen Ideen entstanden sind. Hier sind ein paar Beispiele:

- Die Gender Studies fordern, dass Menschen aller Geschlechter in die Arbeit an Hochschulen einbezogen werden.
- Die Race Studies fordern, dass Menschen mit Rassismuserfahrung in die Arbeit an Hochschulen einbezogen werden.
- Die Disability Studies fordern, dass Menschen mit Behinderung in die Arbeit an Hochschulen einbezogen werden.

Damit zeigt sich, dass diese Forschungsrichtungen fordern, dass Vielfalt in der Wissenschaft mehr umgesetzt und anerkannt wird.

Menschen mit Lernschwierigkeiten: Eine vergessene Personengruppe an Hochschulen?

An dieser Stelle möchten wir uns besonders auf die Entwicklungen und die Öffnung von Hochschulen für Menschen mit Lernschwierigkeiten konzentrieren.

Denn in vielen Ideen, die wir bis jetzt vorgestellt haben, waren Menschen mit Lernschwierigkeiten nicht mitgedacht.

Es ist nicht leicht herauszufinden, seit wann auch Menschen mit Lernschwierigkeiten in der Hochschule lernen und lehren können.

Denn das geschieht auch heute noch selten. Mögliche Gründe können sein:

- Wissenschaftler:innen haben Angst, ihre Privilegien zu verlieren.
- Sie haben Angst, dass Forschung und Lehre dann nicht mehr so gut sind.

Es gibt aber verschiedene Ansätze, um Menschen mit Lernschwierigkeiten an der Hochschulbildung zu beteiligen.

Wir möchten hier ein paar Entwicklungen aufzeigen.

Menschen mit Lernschwierigkeiten in den Disability Studies

Die Disability Studies in Großbritannien und Irland haben schon seit den 1980er Jahren gefordert, dass Menschen mit Behinderung an der Hochschule einbezogen werden. In Deutschland gibt es die Disability Studies etwa seit dem Jahr 2000. Aber die Disability Studies haben zunächst nicht dafür gekämpft, dass auch Menschen mit Lernschwierigkeiten einen Zugang zur Hochschule haben. Kritiker:innen bemängeln, dass Menschen mit Lernschwierigkeiten und ihre Bewegung in den Disability Studies nicht genauso anerkannt werden wie Menschen mit körperlichen Beeinträchtigungen. Eine Ausnahme ist Nordamerika. Hier wurden Menschen mit Lernschwierigkeiten bereits früh in den Disability Studies berücksichtigt.

Menschen mit Lernschwierigkeiten als Studierende

In den USA haben Menschen mit Lernschwierigkeiten viele Möglichkeiten, am Hochschulleben teilzunehmen. Seit 2008 gibt es ein Gesetz, das sagt, dass alle Menschen eine Möglichkeit haben sollen, an Hochschulen zu lernen. Deshalb sind in den USA viele Hochschulprogramme für Menschen mit Lernschwierigkeiten entstanden.

In Europa ist diese Entwicklung noch nicht so weit. Eine Möglichkeit für Menschen mit Lernschwierigkeiten, zu studieren, gibt es zum Beispiel:

- seit 2008 am Trinity College in Dublin
- seit 2014 an der Pädagogischen Hochschule in Zürich
- seit 2017 an der Pädagogische Hochschule Stephan Zweig in Salzburg

Die Möglichkeiten, zu studieren, sind noch sehr begrenzt.

In Deutschland können einzelne Menschen mit Lernschwierigkeiten bisher nur an einer Kunsthochschule richtig studieren.

Menschen mit Lernschwierigkeiten in der Forschung

Menschen mit Lernschwierigkeiten werden in deutschsprachigen Ländern ungefähr seit 20 Jahren als Co-Forscher:innen in Forschungsprojekte einbezogen. Ein wichtiger Ansatz, der lange Zeit besonders für Menschen mit Lernschwierigkeiten genutzt wurde, ist »Inclusive Research«. Auch im Bereich Forschung machen Menschen mit Lernschwierigkeiten in Großbritannien schon viel länger in der Wissenschaft mit. Die Forschung gemeinsam mit Menschen mit Lernschwierigkeiten hat sich aber auch in Deutschland weiterentwickelt. Es gibt immer mehr Projekte, in denen Menschen mit Lernschwierigkeiten gemeinsam mit Wissenschaftler:innen forschen. Damit sollen sie ihre Perspektiven in die Forschung als Forschende einbringen können und neues Wissen mitentwickeln. Heute spricht man bei solchen Projekten oft von Partizipativer Forschung. Partizipative Forschung beschäftigt sich mit Themen, die für die Personen wichtig sind, die mitforschen. Sie hat das Ziel, neues Wissen zu entwickeln und dadurch die Lebensbedingungen zu verbessern.

Menschen mit Lernschwierigkeiten als Lehrende

In Großbritannien entwickelte sich in den 1980er Jahren der Ansatz des Service User Involvements, der auch in Hochschulen der Sozialen Arbeit eine Rolle spielt. In Großbritannien sind die Hochschulen verpflichtet, sogenannte Service User in der Hochschullehre einzusetzen.

Das bedeutet:

Menschen, die Angebote der Sozialen Arbeit nutzen, berichten in der Hochschullehre von ihren Erfahrungen mit diesen Angeboten. Die Studierenden sollen so schon im Studium lernen, wie die Nutzer:innen die Angebote einschätzen und was man besser machen kann.

Es ist leider nicht ganz klar, seit wann auch Menschen mit Lernschwierigkeiten in diesen Prozess einbezogen wurden. Organisationen wie Our People setzen sich dafür ein, dass auch Menschen mit Lernschwierigkeiten als Nutzer:innen von sozialen Angeboten Lehre an der Hochschule mitgestalten können.

Entwicklung Partizipativer Lehre in der Praxis in Deutschland

Der Begriff Partizipative Lehre ist im Rahmen eines Forschungsprojekts entstanden. Das Projekt wollte verstehen, wie man Hochschulbildung inklusiver gestalten kann. Es wurde untersucht, wie Partizipative Lehre abläuft. Bei dem Begriff haben sich die Forscher:innen an der Idee und an dem Begriff der Partizipativen Forschung

orientiert. Denn bei Partizipativer Forschung und bei Partizipativer Lehre geht es darum, dass alle, die Teil der Lehre oder Forschung sind, mitwirken können. In beiden Fällen geht es darum, Menschen in die Hochschulbildung einzubeziehen, die bisher keinen Zugang dazu hatten.

Das Institut für Inklusive Bildung (IIB) in Kiel hat sich besonders darauf konzentriert, Menschen mit Lernschwierigkeiten in die Hochschullehre einzubeziehen. Das IIB wollte, dass Menschen mit geistiger Behinderung als Lehrkräfte an der Hochschule arbeiten können. Diese Idee entstand unter anderem aus einem Seminar namens: Meine Welt. Dieses Seminar fand 2008 an der Fachhochschule Kiel statt. Menschen mit Lernschwierigkeiten sollten als Expert:innen ihrer eigenen Lebenswelt in die Lehre einbezogen werden. Sie sollten aus ihrer Lebenswelt und von ihren Erfahrungen erzählen. Daraus entstand nach diesem Seminar in Kiel ein Modellprojekt. Dort konnten 6 Bildungsfachkräfte ausgebildet werden. Die Ausbildung konzentrierte sich darauf, dass die Bildungsfachkräfte gut von ihren Lebenserfahrungen (= Erfahrungswissen) berichten können.

Seitdem haben sich im deutschsprachigen Raum ähnliche Projekte entwickelt. Sie alle haben das Ziel, benachteiligte Personen, wie Menschen mit Lernschwierigkeiten, in die Hochschullehre einzubeziehen.

Die Projekte haben unterschiedliche Schwerpunkte und Ziele. Einige Projekte ähneln dem Kieler Modell und betonen die Bedeutung von Erfahrungswissen. Andere, wie in Leipzig und Dresden, legen außerdem noch mehr Wert auf die Vermittlung akademischer Theorie. In Koblenz soll eine Lehrgruppe mit Menschen aufgebaut werden, die aufgrund verschiedener Merkmale Diskriminierung erfahren und so verschieden Perspektiven einbeziehen können.

Die meisten dieser Projekte finden bisher in Studiengängen der Sozialwissenschaften statt.

Obwohl alle Projekte das Ziel haben, verschiedene Perspektiven in die Lehre einzubeziehen, unterscheiden sie sich in ihrer Umsetzung doch sehr deutlich.

Unsere Sichtweisen und Fragen an Partizipative Lehre

Damit Partizipative Lehre wirklich funktioniert, müssen Hochschulen ihr eigenes Verständnis hinterfragen.

Denn es geht nicht nur darum, dass alle Menschen an der Hochschule sein dürfen. Die Menschen müssen auch die Möglichkeit haben, sich wirklich zu beteiligen und mitzuwirken.

Doch dieser Anspruch steht oft im Konflikt mit den bisher gültigen Regeln an Hochschulen.

Dafür ist es wichtig, sich die aktuellen Strukturen und Regeln von Hochschulen anzuschauen.

Wie müssen die Bedingungen für Partizipative Lehre sein?

Die Hochschulen müssen ihre eigenen Regeln hinterfragen. Nur dann können sie dem Menschenrecht auf Bildung gerecht werden. Das zeigt sich auch bei der Einführung von Partizipativer Lehre. Damit Partizipative Lehre langfristig umgesetzt werden kann, müssen sich die Strukturen verändern. Zum Beispiel müssen auch Menschen ohne Schulabschluss einen Zugang zur Hochschule erhalten.

Es muss auch überlegt werden, ob Partizipative Lehre nur eine Ergänzung zur allgemeinen Lehre an Hochschulen ist. Dann müsste sich die Hochschule gar nicht so sehr verändern. Oder ob Partizipative Lehre als neue Lehre anerkannt werden soll. Dann müssten viele Regeln von Hochschulen verändert werden. Denn bisher ist an Hochschulen nicht jede Form von Wissen gleich anerkannt.

Um ein gutes Konzept für Partizipative Lehre zu erstellen, müssen sich alle damit auseinandersetzen, was sie unter Wissen verstehen. Und welche Rolle welches Wissen an der Hochschule spielt.

Um welches Wissen geht es in der Partizipativen Lehre?

Es gibt verschiedene Formen von Wissen. Wir möchten auf zwei Formen eingehen, die oft beschrieben werden:

Es gibt wissenschaftliches Wissen. Dieses Wissen wird oft auch theoretisches Wissen genannt. Es ist in der Wissenschaft besonders wichtig und es soll möglichst wenig von eigenen Erfahrungen abhängen. Man sagt auch: dieses Wissen soll neutral sein. Wissenschaftliches Wissen entsteht zum Beispiel durch Forschung.

Es gibt Erfahrungswissen. Das ist das Wissen, das ein Mensch im Laufe seines Lebens sammelt. Ein Beispiel ist, wenn jemand sagt: Ich weiß, wie es sich anfühlt, in einem Wohnheim zu leben. Dann ist das Erfahrungswissen. Dieses Wissen ist bisher in der Hochschule nicht so wichtig. Weil es nicht als neutral gilt.

Aber die Anerkennung verschiedener Wissensformen ist für Partizipative Lehre wichtig, denn Erfahrungswissen spielt in Partizipativer Lehre eine wichtige Rolle.

Es muss deshalb genauer untersucht werden:

- Welches Wissen wird in der Hochschullehre anerkannt?
- Wer darf Wissen schaffen?
- Wessen Wissen wird anerkannt?
- Wer erkennt welches Wissen an?
- Kann man Erfahrungswissen so klar von wissenschaftlichem Wissen trennen?
Wie werden insgesamt Erfahrungen in die Hochschullehre eingebracht?

Wer hat welche Rolle und welche Aufgabe in der Partizipativen Lehre?

Es ist wichtig, über die Frage nachzudenken, ob Partizipative Lehre als eine besondere Lehre wahrgenommen wird. Und ob das dazu führt, dass Lehrkräfte mit Lernschwierigkeiten anders behandelt werden als Wissenschaftler:innen. Das ist eine Frage, die in Diskussionen über Partizipative Forschung schon vorkommt, aber in der Lehre noch nicht beantwortet ist.

Ein Forschungsprojekt mit dem Namen ParLink hat einige Hinweise darauf gegeben, dass Studierende Partizipative Lehre oft mit dem Erleben von Behinderungen verbinden und Menschen mit Lernschwierigkeiten nur als Vermittler:innen von Erfahrungen sehen.

Das wirft grundlegende Fragen auf:

- Wer vertritt wessen Meinung und Perspektive in Partizipativer Lehre?
- Wo werden Menschen mit Lernschwierigkeiten auf ein einzelnes Merkmal – ihre Behinderung – reduziert?
- Welche Probleme ergeben sich daraus?

Wenn Menschen mit Lernschwierigkeiten in der Partizipativen Lehre als Expert:innen für ihre Behinderung angesehen werden, könnte das dazu führen, dass von ihnen erwartet wird, immer nur über ihre Probleme zu sprechen. Das könnte dazu führen, dass sie sich nicht weiterentwickeln können und dass andere sie besonders behandeln.

Das ist riskant, weil es sein kann, dass dadurch Menschen mit Lernschwierigkeiten nicht als vollwertige Lehrende, sondern nur als »Inspiration« in der Lehre angesehen werden.

Eine wichtige Perspektive, über die wir sprechen müssen, ist die Rolle der Sonderpädagogik in der Entwicklung Partizipativer Lehre. Warum sind diese Konzepte vor allem von akademischen Sonderpädagog:innen und Menschen aus der Behinder-

tenhilfe entwickelt worden? Das könnte erklären, warum bisherige Entwicklungen sich oft nur auf Menschen mit Lernschwierigkeiten konzentriert haben.

Zusammengefasst müssen wir uns bewusst machen, dass das Wissen über Partizipative Lehre noch viele Lücken hat. Wir müssen diese Lücken füllen und uns dabei immer bewusst sein, dass es keine einfachen und eindeutigen Antworten gibt. Deshalb ist es wichtig, dass wir Herausforderungen und Probleme offen ansprechen und uns damit auseinandersetzen.

Es geht darum, kritisch über unsere Vorstellungen von Partizipativer Lehre nachzudenken und sicherzustellen, dass sich Partizipative Lehre inklusiv weiterentwickeln kann.

Die Antworten auf unseren Beitrag

Die Menschen, die auf den Grundlagen-Text antworten, haben unterschiedliche Sichtweisen.

Sie denken verschieden über das Thema.

Das liegt daran,
dass sie unterschiedliche Erfahrungen gemacht haben
und aus verschiedenen Bereichen kommen.

Zum Beispiel:

Manche haben selbst bei Partizipativer Lehre mitgemacht.
Sie wissen also aus eigener Erfahrung, wie das funktioniert.

Andere schauen mit Abstand auf das Thema.
Sie untersuchen Partizipative Lehre eher von außen.

Viele arbeiten an der Universität.
Aber auch dort arbeiten sie in ganz verschiedenen Fach-Bereichen.

Es gibt auch Beiträge von Menschen,
die außerhalb der Universität in anderen Projekten mitarbeiten.

Alle bringen ihre eigene Sichtweise mit.
Und das, was sie erlebt und gelernt haben,
beeinflusst, wie sie den Text verstehen.

Deshalb sind ihre Antworten ganz unterschiedlich.
Sie stellen andere Fragen und setzen andere Schwerpunkte.

Antwortbeitrag 1: Welches Wissen ist wichtig für Partizipative Lehre?

Eine Gruppe von Autorinnen hat einen Text geschrieben.

Die Autorinnen heißen: Laura Picht-Wiggering, Lena Eckert und Steffi Hobuß.

Der Text ist über Lehre an der Hochschule.

Also: Wie alle zusammen an der Hochschule gut lehren und lernen können.

Die Autorinnen sagen:

Wissen ist nichts Festes.

Wissen entsteht zwischen Menschen. Zum Beispiel in einem Gespräch.

Wissen ist also ein Prozess.

Deshalb ist der Ort vom Lernen wichtig.

Auch die Menschen, die zusammen lernen, sind wichtig.

Alle Menschen sollen zusammen lernen.

In der Lehre sollen die Lernenden aktiv mitmachen.

Sie sollen sich Wissen selbst aneignen.

Wissen kann man nicht einfach weitergeben.

Lernen passiert im Austausch mit anderen.

Alle sollen mitmachen können.

Die Lehrenden sollen Räume schaffen, in denen alle gut lernen können.

Dabei ist wichtig:

Jede Person bringt andere Erfahrungen mit.

Zum Beispiel:

- unterschiedliche Lebenswege
- verschiedene Studien-Fächer
- verschiedene Hochschul-Formen
- unterschiedliche Räume

Auch die Themen und Texte in einem Seminar sind wichtig.

Sie beeinflussen, wie das Lernen stattfindet.

Die Lehrenden müssen sich Gedanken machen:

Wie kann ich viel Beteiligung ermöglichen?

Wie gestalte ich ein gutes Seminar?

Die Autorinnen sagen auch:

Es gibt verschiedene Arten von Wissen.

Zum Beispiel:

- Wissen, das man auswendig lernt
- Wissen, das man praktisch anwenden kann
- Wissen, das man konkret beschreiben kann
- Wissen, das man nicht direkt beschreiben kann

Viele Menschen denken: Wissen ist Besitz.

Aber die Autorinnen sagen: Wissen ist eine Tätigkeit.

Informationen allein sind noch kein Wissen.

Wissen entsteht erst, wenn man die Informationen versteht.

Oder wenn man die Informationen im Alltag anwendet.

Oder wenn man Informationen verknüpft.

Gutes Lernen braucht Zeit, Reflexion und Austausch.

In der Lehre gibt es immer Macht-Verhältnisse.

Die Lehrperson hat eine bestimmte Rolle.

Aber in der Partizipativen Lehre sollen sich Lehrende und Lernende auf Augenhöhe begegnen.

Alle sollen Verantwortung übernehmen.

Die Lehrenden helfen beim Lernen.

Die Lehrperson weiß viel.

Aber sie ist nicht allwissend.

Die Lehrenden lernen auch von den Lernenden.

Wichtig ist:

Lernen geschieht durch Erfahrung.

Auch das Leben außerhalb der Hochschule gehört dazu.

In jeder Lernsituation gibt es viele Wege zum Wissen.

Jede Person bringt eine eigene Sichtweise mit.

Die Lehrperson kann zeigen:

Auch ich weiß nicht alles.

Auch mein Wissen ist nicht fertig.
Auch ich lerne noch.

Jeder behandelt die Anderen respektvoll.
So entsteht eine gute Lern-Atmosphäre.
Man lernt voneinander.

Die Autorinnen sagen:
Es gibt viele Formen von Mitmachen.
Schon das Zuhören oder Mitdenken ist eine Form von Partizipation.

Gutes Lernen heißt auch:
Neue Fragen stellen.
Neues Denken möglich machen.

Wissen entsteht durch Resonanz.
Also: Wenn Menschen sich gegenseitig ernst nehmen.

Es soll Orte geben,
an denen viele verschiedene Formen von Mitmachen möglich sind.

Antwortbeitrag 2: Welche Rolle spielen Macht und Ungleichheit an Hochschulen bei Partizipativer Lehre?

Die Autor:innen Jocelyn Jasmin Dechêne und Jaël In 't Veld
haben diesen Text geschrieben.

Sie schreiben über:

Partizipative Lehre an Hochschulen.

Und darüber, wie diese Lehre helfen kann,

Macht, Ungleichheit und Ausschluss in der Hochschule sichtbar zu machen.

Besonders wichtig ist ihnen:

Ein Blick auf Rassismus in der Gesellschaft.

Sie sagen:

Auch Hochschulen sind Teil der Gesellschaft.

Und in der Gesellschaft gibt es Rassismus.

Rassismus ist ein Problem in der Gesellschaft.

Rassismus bedeutet:

Manche Menschen werden anders und schlechter behandelt.

Sie werden zu den anderen Menschen gemacht. Zum Beispiel, weil über sie gesagt wird, dass sie angeblich eine andere Religion oder Kultur haben. Es werden also Unterschiede gemacht.

Den Personen wird etwas zugeschrieben. So werden sie von anderen Menschen ausgeschlossen.

Rassismus wirkt auch in der Hochschule –
als strukturelles Problem.

Ein Ziel von Partizipativer Lehre ist:

Die Hochschulen sollen gerechter werden.

Früher durften viele Menschen nicht mitmachen.

Zum Beispiel:

- Menschen mit Lern-Schwierigkeiten
- Menschen mit Rassismus-Erfahrungen

Heute sollen sie Teil der Hochschule werden.

So kann man zeigen:

Alle Menschen haben Wissen.

Und nicht nur bestimmte Menschen.

Aber die Autor:innen fragen kritisch:

- Wer darf mitmachen bei der Gestaltung von Partizipativer Lehre – und wer nicht?
- Wer profitiert wirklich von der Partizipation?
- Werden alte Unterschiede dabei vielleicht verstärkt statt aufgehoben?

Sie sagen:

Hochschulen tun oft so,

als wären sie neutral, offen und gerecht.

Aber das stimmt nicht.

Hochschulen erhalten Unterschiede aufrecht.

Zum Beispiel durch Noten, Regeln, Barrieren oder Sprache.

Dadurch sind sie nicht gerecht.

Auch Aktionen für Vielfalt helfen nicht immer.

Wenn sie nur sagen:

»Alle sollen sich individuell anpassen« –

dann wird das System nicht verändert.

Die Autor:innen sprechen auch über Wissen:

Viel Wissen an Hochschulen

kommt aus der Geschichte.

Der sogenannten Kolonialzeit.

Das heißt:

Es wurde in einer Zeit gemacht,

in der viele Menschen unterdrückt wurden.

Noch heute wird oft nur dieses Wissen weitergegeben.

Deshalb sagen die Autor:innen:

Wir brauchen neue Sichtweisen.

Und wir müssen über privilegiertes und unterdrückendes Wissen nachdenken.

Ein weiteres Thema ist: Repräsentanz und Rollen.

Partizipative Lehre sagt:

Betroffene sollen selbst sprechen!

Aber:

Manchmal werden sie trotzdem nur als anders dargestellt.

Das nennt man: Othering.

Dann reden andere über sie statt mit ihnen.

Oder: Sie werden nur wegen ihrer Erfahrung eingeladen –
aber nicht wirklich einbezogen.

Deshalb sagen die Autor:innen:

Man muss genau hinschauen:

- Wie entsteht »Anderssein« in der Hochschule?
- Wer wird dargestellt als zugehörig oder nicht-zugehörig zur Hochschule?
- Wer wird wie dargestellt?
- Wer bekommt welche Rolle?
- Wer darf wo mitentscheiden?

Zum Schluss geben sie noch einen wichtigen Hinweis:

Man soll nicht nur über »Anerkennung« sprechen.

Denn Anerkennung alleine reicht nicht.

Wichtiger ist:

- Ressourcen gerecht verteilen
- Unterschiede nicht festschreiben
- neue Sichtweisen möglich machen

Partizipative Lehre soll nicht einfach so weiterlaufen.

Sie soll das System verändern, hinterfragen und umdenken.

Dazu gehört auch:

Selbst-Verständliches und Vorteile verlernen.

Und:

Fragen zu stellen wie:

- Warum gibt es diese Kategorien?
- Wem nützen sie?
- Können wir sie auch anders denken?

Antwortbeitrag 3: Was fordern die Disability Studies von der Lehre an Hochschulen?

Die Autoren heißen Jürgen Homann und Siegfried Xaver Saerberg.

Sie arbeiten am ZeDiS.

Die Abkürzung steht für Zentrum für Disability Studies.

Disability Studies ist Englisch.

Man spricht es so aus: Dis-ä-bi-liti Sta-dies.

Das heißt auf Deutsch:

Wissenschaft über Behinderung.

Die Autoren schreiben über das Lernen an Universitäten.

Sie sagen:

Menschen mit Behinderung sollen mitreden.

Besonders wenn es um das Thema Ungleichheit geht.

Nicht nur einzelne Menschen sollen stark gemacht werden.

Es sollen die Regeln an der Universität verändert werden.

Ein Ziel ist:

Alle sollen mitbestimmen können.

Es soll keine Bevormundung geben.

Alle sollen auf Augenhöhe miteinander sprechen.

Das nennt man: Partizipation.

Ein Spruch dazu ist: »Nichts über uns ohne uns!«

Das bedeutet:

Es soll nichts für Menschen mit Behinderung entschieden werden,
wenn diese Menschen nicht dabei sind.

Partizipation heißt auch:

Man muss über Macht nachdenken.

Man soll überlegen:

Wer hat Macht?

Wie kann man das ändern?

Die Autoren sagen:

Beim Lehren und Lernen soll es keine festen Rollen geben.

Alle sollen gleichberechtigt sein.

So wie früher in jüdischen Lehrhäusern:

Dort konnten alle miteinander sprechen.

Niemand war der Chef.

Aber:

Es gibt viele Hindernisse an der Universität.

Zum Beispiel:

Es gibt nur wenige Menschen mit Behinderung,

die an der Universität unterrichten.

Disability Studies gibt es oft nur an bestimmten Hochschulen.

Das macht es schwer, dass Menschen mit Behinderung dort lernen oder lehren.

Die Disability Studies sagen:

Behinderung entsteht durch die Gesellschaft.

Nicht nur durch den Körper.

Auch Barrieren sind ein Problem. Zum Beispiel:

- Gebäude ohne Aufzug
- schwere Sprache
- keine Dolmetscher

Und: Die Unterstützung kostet viel Geld.

Zum Beispiel für Gebärdensprach-Dolmetscher oder Leichte Sprache.

Die Autoren sagen auch:

Menschen mit Behinderung gelten oft als »Expert:innen in eigener Sache«.

Das bedeutet:

Sie sprechen über ihr eigenes Leben.

Aber das kann problematisch sein.

Denn dann denken andere:

Alle Menschen mit Behinderung sind gleich.

Und was eine Person sagt, gilt für alle.

Das ist falsch.

Das Wissen aus dem eigenen Leben ist wichtig.

Aber es ist nicht automatisch Fachwissen.

Beides zusammen ist gut:

Erfahrung und Theorie.

Die Autoren sprechen auch über Repräsentation.

Das heißt:

Wer spricht über Menschen mit Behinderung?

Oft sind es Fachleute wie Sonderpädagog:innen.

Aber das kann gefährlich sein.

Denn oft entscheiden dann andere über das Leben von Menschen mit Behinderung.

Die Autoren fordern:

Menschen mit Behinderung sollen selbst entscheiden.

Sie sollen gleichberechtigt mitarbeiten.

Das nennt man: Disability Lead.

Am Ende sagen die Autoren:

Es braucht eine neue Art von Lehre.

Mit Selbstreflexion.

Mit Offenheit für Unterschiede.

Mit Respekt für jede Person.

Sie schlagen ein »Lehrhaus für Alle« vor.

Das ist ein Ort zum Lernen für alle Menschen.

Das »Lernhaus für Alle« soll so sein:

- offen,
- barrierefrei,
- demokratisch,
- vielfältig,
- kritisch
- und lebensnah

Sie sagen:

Universitäten müssen barrierefrei sein.

Alle Menschen sollen mitmachen dürfen.

So wird Bildung inklusiv.

Und so steht es auch in der UN-Behindertenrechts-Konvention.

Antwortbeitrag 4: **Welche Gefühle spielen in Partizipativer Lehre eine Rolle?**

Die Autorinnen Yvonne Wechuli und Jana York haben diesen Text geschrieben.

Sie schreiben über Gefühle in der Lehre.

Genauer gesagt: über **Emotions-Arbeit**.

Emotions-Arbeit bedeutet:

Man sorgt dafür, dass sich andere wohlfühlen.

Man erklärt, beruhigt oder macht Dinge leichter.

Die Autorinnen sagen:

Menschen mit Behinderung

müssen oft mehr Emotions-Arbeit leisten als andere.

Das ist unfair.

Denn die Gesellschaft ist oft ableistisch.

Ableistisch heißt:

Menschen ohne Behinderung werden bevorzugt.

Auch an Hochschulen ist das so.

Ein Ziel Partizipativer Lehre ist:

Diese ungerechte Verteilung sichtbar machen.

Und die Arbeit gerechter verteilen.

Das bedeutet:

Nicht-behinderte Menschen

sollen mithelfen, Barrieren abzubauen.

Alle sollen gemeinsam dafür sorgen,

dass sich alle wohlfühlen.

Die Autorinnen sagen:

Gefühle sollen nicht nur als »persönlich« gesehen werden.

Denn oft haben sie mit der Gesellschaft zu tun.

Zum Beispiel mit Vorurteilen oder Macht.

Ein Beispiel sind **Peer Support Worker**.

Das sind Menschen mit Psychiatrie-Erfahrungen,
die andere beraten und unterstützen.

Wenn sie ihre Geschichte erzählen,
wissen sie oft nicht,
wie andere das aufnehmen oder bewerten.

Das kann auch in der Lehre passieren:
Wenn Menschen mit Lern-Schwierigkeiten
über ihr Leben sprechen,
können andere das falsch verstehen
oder sie in eine bestimmte Rolle drängen.

Das ist eine Frage von **Repräsentanz und Rollen**.

Es kann passieren,
dass diese Menschen ihre eigene Geschichte
nicht mehr kontrollieren können.

Sie sollen dann bestimmte Gefühle zeigen
oder sich auf eine bestimmte Art verhalten.

Die Autorinnen nennen ein wichtiges Konzept:
Access Intimacy.

Das bedeutet:
Nicht-behinderte Menschen übernehmen Mitverantwortung.
Sie fragen nicht ständig nach Rechtfertigungen.
Sie achten von sich aus auf Barriere-Freiheit.

Oft wird von behinderten Menschen erwartet:

- dass sie immer freundlich sind,
- dass sie dankbar sind,
- dass sie keine negativen Gefühle zeigen.

Das ist nicht gerecht.

Die Autorinnen sagen:
Das muss sich ändern.

Sie schlagen vor:

Man soll über diese Themen in der Lehre sprechen.

Zum Beispiel:

- Welche Gefühle werden von wem erwartet?
- Wer macht wie viel Emotions-Arbeit?
- Wie können wir das fairer gestalten?

Auch in Partizipativer Lehre sollen solche Fragen Thema sein.

Antwortbeitrag 5: Welche Stimmen sind an Universitäten hörbar?

Mehrere Autor:innen haben diesen Text geschrieben.

Sie heißen: Nico Leonhardt, Anne Goldbach, Kristín Björnsdóttir,
Ragnar Smára, Steffen Martick und Beate Schlothauer.

Sie haben sich mit Lehre an Hochschulen beschäftigt.

Und sie haben überlegt:

Wie kann Lehre so gestaltet werden,
dass alle Menschen mitmachen können?
Auch Menschen, die bisher wenig gehört wurden.

Sie haben Projekte aus Island und Deutschland untersucht:

- in Island das Projekt: Equality for All
- in Deutschland das Projekt: QuaBIS

Ein Ziel der Projekte ist:

Menschen mit wenig Macht sollen mehr mitreden dürfen.
Sie sollen selbst über ihre Erfahrungen sprechen.
Und sie sollen mitbestimmen, was an der Hochschule passiert.

Vor allem Menschen mit Lern-Schwierigkeiten
sollen mitforschen und mitarbeiten.

Früher wurden diese Menschen oft ausgeschlossen.
Jetzt sollen sie selbst sprechen dürfen.

Das kann alte Macht-Verhältnisse verändern.
Und es soll zu echtem Wandel führen.

Aber an der Universität gibt es viele Hürden.
Die drei Lehrenden mit Lern-Schwierigkeiten erzählen:

- Sie fühlen sich oft unsicher.
- Ihre Arbeitsverträge sind nicht immer sicher.
- Sie werden oft anders behandelt.

Manche Menschen denken,
sie gehören nicht richtig dazu.
Sie sind in einer abhängigen Position.

Die Universität muss Hürden finden
und diese Hürden verändern.
Nur so können alle gut mitmachen.

Es geht auch um die Frage:
Was ist Wissen?
Und wer darf Wissen weitergeben?
Welches Wissen ist wichtig?

Inklusive Lehre zeigt:
Auch Erfahrungen sind wertvolles Wissen.

Im Projekt QuaBIS sprechen Lehrende
über ihr eigenes Leben.
Sie verbinden das mit wissenschaftlichen Themen.

Aber es gibt ein Problem:
Manche sehen diese Lehrenden
nur als Menschen mit Erfahrung –
nicht als richtige Fachleute.

Deshalb braucht es neue Lernräume.
In diesen Räumen sollen alle voneinander lernen.
Und über eigene Vorteile nachdenken.

Ein weiteres Thema ist:
Was bedeutet Repräsentanz?

Repräsentanz heißt:
Man spricht für sich –
oder man spricht für andere.

Die drei Lehrenden mit Lern-Schwierigkeiten sagen:
Es ist wichtig, dass wir für uns selbst sprechen.
Aber wir können nicht für alle sprechen.

Martick sagt:

Wenn nur eine Person spricht,
werden andere Stimmen nicht gehört.

Smára sagt:

Ich habe eine besondere Sicht,
weil ich behindert und nicht-binär bin.
Aber auch ich kann nicht für alle sprechen.

Oft sind Lehrende mit Behinderung
gleichzeitig Fachleute und Vertreter:innen ihrer Gruppe.

Was ist sonst noch wichtig?

Es braucht Räume zum Verlernen.

Damit ist gemeint:

Menschen mit Macht müssen über ihre Vorteile nachdenken.

Die Universität muss sich selbst hinterfragen:

Wer darf mitentscheiden?

Wer hat Macht?

Wer wird gehört?

Auch Menschen aus benachteiligten Gruppen
sollen bei Forschung und Lehre mitmachen.
Denn: Meistens entscheiden nur Männer mit viel Macht.

Zum Beispiel:

Männer ohne Behinderung.

Oder Männer mit heller Hautfarbe.

Oder Männer, die auf Frauen stehen.

Das ist ungerecht.

Alle sollen mitreden dürfen.

So wird die Hochschule gerechter für alle.

Ausgegrenzte Menschen

müssen echte Mitbestimmung bekommen.

Ihre Stimmen müssen gehört werden.

Zum Beispiel durch:

- Beiräte
- eigene Leitungs-Positionen

Ziel ist eine Universität,
in der viele verschiedene Sichtweisen mitentscheiden.
Nicht nur die Perspektive von weißen, nicht-behinderten Männern.

Antwortbeitrag 6: Eigene Positionen in Partizipativer Lehre

Die Autor:innen Benjamin Schmerer und Karolin Schumann haben diesen Text geschrieben.

Sie schreiben über ein Projekt an der Universität Leipzig.
Das Projekt heißt QuaBIS.
Es geht um Menschen mit Behinderungs-Erfahrungen,
die an der Hochschule lehren und forschen.

Diese Menschen heißen im Projekt:
Bildungs- und Inklusions-Referentinnen (BIR).

Die Autor:innen untersuchen:
Wie sehen diese Referent:innen ihre Rolle in der Lehre?
Welche Schwierigkeiten gibt es dabei?

Ein Ziel von QuaBIS ist:
Menschen mit Behinderungs-Erfahrungen
sollen ihr Wissen an der Universität weitergeben.

Früher haben diese Menschen oft
nur in Einrichtungen für Menschen mit Behinderung gearbeitet.
Jetzt sollen sie aktiv an Hochschulen mitwirken.
Das verändert die Sicht auf Inklusion und Vielfalt.

Aber in der Hochschule gibt es ein Problem.
Man muss viel Leistung erbringen.
Das bringt auch Druck und Konkurrenz.
Das macht es schwer,
neue Formen des Lernens umzusetzen.

Die BIR arbeiten in einem Umfeld,
in dem Macht-Verhältnisse bestehen bleiben.

Wichtig ist:
Es gibt viele Arten von Wissen.
Nicht nur wissenschaftliches Wissen zählt.
Auch Wissen aus dem eigenen Leben ist wichtig.

Die BIR bringen ihre Erfahrungen mit.
Und sie verbinden diese mit theoretischem Wissen.
Das ist besonders wertvoll.

Aber:
Manche sehen die BIR nur als Menschen mit Erfahrung.
Nicht als gleichberechtigte Fachleute.
Das ist nicht gut.

Es geht auch um Rollen und Erwartungen.

Die Autorinnen erklären das mit dem Trilemma der Inklusion.
Ein Trilemma bedeutet:
Drei wichtige Ziele stehen im Konflikt zueinander.

Die BIR bewegen sich dabei auf einer bestimmten Linie:
Sie werden gestärkt (das heißt »Empowerment«)
und gleichzeitig wird versucht, sie »normal« darzustellen (das heißt »Normalisierung«).

Das führt zu Spannungen.

Sie sollen gleichzeitig
über ihre Behinderung sprechen
und trotzdem ganz »normal« sein.

Oft erwarten andere,
dass sie sich anpassen.
Und dabei verlieren sie ihre eigenen Bedürfnisse aus dem Blick.

Der Text gibt noch weitere Hinweise:

Lehrende sollen über ihre Rolle nachdenken.
Auch die Idee der Partizipativen Lehre
soll kritisch geprüft werden.

Vielleicht ist der Begriff Inklusive Lehre besser.
Denn hier geht es nicht nur ums Mitmachen,
sondern auch um das Verändern von Sichtweisen.

Es ist wichtig:

- über eigene Erwartungen nachzudenken,
- über Wünsche und Ziele zu sprechen,
- respektvoll miteinander umzugehen,
- einander besser zu verstehen.

Antwortbeitrag 7: Welche Grenzen und Chancen hat Inklusive Lehre?

Mehrere Autor:innen haben diesen Text geschrieben.

Sie heißen: Gunhild Hübel-Sharp, Lea Klöpfer, Gertraud Kremsner, Katja Pabst, Rosi Reusch, Miriam Sayah und Anne Wagner.

Sie berichten von einem neuen Team an der Universität Koblenz.

Das Team arbeitet seit April 2024 an Inklusiver Lehre.

In diesem Team arbeiten zwei Gruppen zusammen:

- Menschen mit Hochschul-Abschluss
- Frauen, die Ausgrenzung erlebt haben

Das Team möchte zeigen:

Inklusive Lehre ist möglich –
aber auch mit Herausforderungen verbunden.

Ein Ziel Inklusiver Lehre ist:

Die Hochschule soll sich verändern.

Früher waren viele Menschen ausgeschlossen.

Jetzt sollen auch diese Menschen
mitarbeiten und mitgestalten dürfen.

Ihr Wissen aus eigener Erfahrung
ist genauso wichtig wie akademisches Wissen.

Wer an Inklusiver Lehre teilnimmt,
soll sich mit Ausgrenzung und Diskriminierung beschäftigen.
Und über eigene Vorurteile nachdenken.

Inklusive Lehre richtet sich an alle –
nicht nur an bestimmte Gruppen.

Besonders wichtig:

Lehramts-Studierende sollen lernen,
mit vielen Lebens-Realitäten umzugehen.
Und weniger über Menschen sprechen,
ohne mit ihnen zu reden.

So arbeitet das Team in Koblenz:

- Es gehört zu einer Professur an der Universität.
- Die Mitglieder wurden über Flyer eingeladen.
- Es gab keine festen Kategorien für die Auswahl.
- Das Team trifft sich jede Woche.
- Es bereitet gemeinsam die Lehre vor.
- Es reflektiert gemeinsam.

Ein Problem:

Nicht alle Lehrenden werden gleich bezahlt.
Und sie haben oft keinen Zugang
zu den Kommunikations-Mitteln der Uni.

Ein zentrales Thema ist das Wissen.

An Hochschulen zählt meist nur theoretisches Wissen.
Aber das Team sagt: Auch Erfahrungs-Wissen ist wichtig.

Inklusive Lehre kann helfen,
dieses Denken zu verändern.

Erfahrungswissen kann:

- schneller vorbereitet werden
- Empathie schaffen

Aber es gibt auch Gefahren. Die Lehrenden könnten:

- angegriffen werden oder
- auf ihre Erfahrungen reduziert werden.

Die Frage ist:

Wie wird aus Erfahrung kritisches Wissen,
das auch wissenschaftlich zählt?

Auch über Rollen und Repräsentanz wird nachgedacht.

Niemand soll in eine bestimmte Rolle gedrängt werden.
Die Lehrenden sollen selbst entscheiden,
was sie von sich erzählen wollen.

Einige erleben die Lehre als bereichernd.
Andere fühlen sich dadurch selbstbewusster.

Aber es gibt auch Kritik:
Manche Menschen außerhalb der Uni
haben Vorurteile gegenüber den Lehrenden.

Und es besteht die Gefahr,
dass »Empowerment« nur als persönlicher Gewinn gesehen wird –
nicht als politisches Ziel.

Weitere wichtige Gedanken:

- Lehre und Forschung sollen zusammengedacht werden.
- Das Team bringt viele Perspektiven ein.
- Die Zusammenarbeit im Team ist wichtig.
- Bedürfnisse sollen wertgeschätzt werden.
- Es soll mehr Wertschätzung für Erfahrungs-Wissen geben.

Aber:
Man muss auch kritisch fragen:
Wer entscheidet, ob dieses Wissen
für die Hochschule »nützlich« ist?

Inklusive Lehre darf nicht nur dazu dienen,
das Uni-System effizienter zu machen.

Antwortbeitrag 8:**Gemeinsam lehren, gemeinsam hinterfragen**

Kann gemeinsame Lehre die Hochschule verändern?

Die Autorin dieses Textes heißt Karin Mannewitz.

Sie beschreibt ein Projekt an der Technischen Universität Dresden.

Das Projekt heißt: QuaBIS.

Es gehört zu den Bildungs-Wissenschaften für Lehramt.

In diesem Projekt arbeiten zwei Gruppen zusammen:

- Menschen mit sogenannter Behinderung
- Menschen ohne Behinderung

Sie forschen und lehren **gemeinsam**.

Das Ziel:

Alle sollen gemeinsam Wissen entwickeln.

Das Wissen von allen Menschen im QuaBIS-Team wird ernst genommen und ist Teil der Lehre.

Das gemeinsame Wissen hilft zum Beispiel dabei, Ausgrenzung besser zu verstehen.

In der Partizipativen Lehre geht es darum:

- neue Ideen, wer lehren darf, umzusetzen,
- neue Perspektiven auf Wissen zu entdecken,
- »Normalität« zu hinterfragen.

Die Bildungs- und Inklusions-Referent:innen zeigen in der Lehre, dass sie Wissen vermitteln und weitergeben können. Nicht nur als »Betroffene«, sondern als **Lehrende**.

Sie bringen neue Sichtweisen in die Universität.

Aber es gibt Probleme mit den Rahmen-Bedingungen:

Das Projekt gibt es seit 2018, aber es ist nicht dauerhaft.

Die Finanzierung ist unsicher.

Die Bildungs- und Inklusions-Referent:innen sind über Werkstätten angestellt.

Sie haben keinen offiziellen Hochschul-Abschluss

und bekommen darum keine festen Verträge.

Das Geld für das Projekt kommt von verschiedenen Stellen.

Die Uni muss deshalb noch nichts für das Projekt bezahlen.

Es ist noch nicht geklärt, wer die Bildungs- und Inklusions-Referent:innen bezahlt, wenn die anderen Stellen kein Geld mehr geben.

Die Uni-Leitung zeigt wenig Interesse, das Projekt fest zu verankern.

Zum Thema Wissen sagt der Text:

Wichtig ist die Verbindung von:

- Erfahrungs-Wissen
- Theorie-Wissen

Die Bildungs- und Inklusions-Referent:innen werden oft nur als »Betroffene« gesehen,

nicht als Fachleute.

Erwartungen und Vorstellungen sind ein zentrales Thema:

Die Bildungs- und Inklusionsreferent:innen

werden oft nicht als Lehrende mit Wissen angesehen.

Man erwartet von ihnen:

- dass sie über ihre Behinderung sprechen oder
- dass sie sich zum Beispiel mit Barriere-Freiheit auskennen.

Das Problem:

Sie werden auf Vorurteile reduziert.

Man will ihre Erfahrungen, aber nicht ihr ganzes Wissen.

Es gibt eine Gefahr.

Manche Menschen könnten denken:

Menschen mit Behinderung sind nur da, damit die Universität gut dasteht.

Zum Beispiel: Damit es so aussieht, als wäre die Universität offen und tolerant.

So entsteht **Tokenismus**:

Das bedeutet: Die Universität zeigt sich »offen«,
ohne wirklich etwas zu verändern.

Ein weiterer wichtiger Punkt in der Lehre ist: **Irritation**.

Das bedeutet: Es passiert etwas, was man nicht erwartet hat.

Wenn Menschen auf solche neuen Situationen und Sicht-Weisen treffen,
kann das Denken angestoßen werden.

Aber:

Irritation allein reicht nicht.

Veränderung braucht aktive Auseinandersetzung.

Der Text sagt:

Inklusion braucht Struktur-Veränderung.

Man muss die Hochschule aktiv verändern.

Nur so können alle Menschen wirklich gleichberechtigt teilhaben.

Dazu gehört auch:

- Ansichten hinterfragen
- Ableismus erkennen und abbauen
- Macht-Verhältnisse verändern

Antwortbeitrag 9: Machtvolle Beziehungen im partizipativen Lehren und Lernen

Mehrere Autor:innen haben diesen Text geschrieben:

Colin Cameron, Yeow Beng Zhen, Katie Lewins, Natasha Downs,
Cherry Lola Lee, Niamh Page, Emily Gibbinson, Libby Walker,
Judith Culham-Elliot, Heather Harvey, Ana McKenna, Coen Teo, Sohag und
Rachel Weatheritt.

Es sind Studierende und Lehrende an der Hochschule.

Colin Cameron hat die Gedanken der vielen Menschen zusammengetragen.

Sie berichten von einem Seminar.

Das Seminar heißt: »**Mend the Gap**«.

Das bedeutet auf Deutsch: »Die Lücke schließen«.

Das Seminar findet an zwei Orten statt:

- an der Northumbria University in Newcastle (England)
- an einer Partner-Hochschule in Singapur

In diesem Seminar lernen zwei Gruppen zusammen:

- Studierende
- Menschen, die soziale Dienst-Leistungen nutzen

Beide Gruppen bringen ihr Wissen mit.

Sie lernen gemeinsam und voneinander.

Das Ziel des Seminars ist: Alle sollen auf Augenhöhe lernen.

Früher war es oft so:

Nur die Lehrperson weiß etwas.

Jetzt soll das anders sein.

Auch Menschen mit Alltags-Erfahrung sind Expert:innen.

Ihr Wissen zählt genauso wie theoretisches Wissen.

Die Studierenden sollen:

- die Lebens-Realität anderer besser verstehen,
- über Ungerechtigkeit nachdenken,
- eigene Vorurteile hinterfragen.

So läuft das Seminar ab:

Die Lehrperson erklärt zuerst etwas Theoretisches.

Dann sprechen alle in kleinen Gruppen miteinander.

In diesen Gruppen arbeiten Studierende und Dienstleistungs-Nutzer:innen gemeinsam an einem Projekt.

Die Ergebnisse werden in verschiedenen Formen vorgestellt, zum Beispiel:

- Bücher
- Podcasts
- Präsentationen
- Newsletter

Die Nutzer:innen sozialer Dienste werden im Seminar als Gruppe ernst genommen. Sie dürfen ihre Meinung sagen und sich für ihre Interessen starkmachen.

Alle sollen gleichwertig lernen.

Die Lehrperson ist nicht die einzige Expertin.

Aber: Es gibt auch Probleme.

Manchen Studierenden fiel es schwer, die Kritik der Dienstleistungs-Nutzer:innen anzunehmen.

Oder sie haben deren Wissen nicht ernst genommen.

Das zeigt: Macht-Unterschiede gibt es auch in solchen Lernräumen.

Das Seminar folgt den Ideen von Paulo Freire.

Er sagt: Lernen soll zur Befreiung beitragen.

Wichtige Ideen von ihm sind:

- Bewusst-Werden
- Dialog
- Handeln mit Verantwortung

Das sind auch Ziele des Seminars.

Viele Teilnehmende fanden das Seminar sehr gut.

Der Text fordert: Solche Seminare soll es öfter geben.

Vor allem in Studiengängen, in denen Menschen später Macht über andere haben.

Antwortbeitrag 10:

Chancen und Herausforderungen bei der Entwicklung von Inklusiver Lehre in Heidelberg

Der Text wurde von einer partizipativen Forschungs-Gruppe geschrieben.

Die Autor:innen heißen: Hannah Brathuhn, Anni Burggraf, Rebecca Foth, Noemi Heister, Vera Heyl, Hartmut Kabelitz, Thorsten Lihl, Kathrin Ludwig, Sarah Maier, Helmuth Pflanze, Clara Schiefer, Stephanie Schleier, Florian Schindler und Karin Terfloth.

Die Forschungs-Gruppe arbeitet an der Pädagogischen Hochschule (PH) Heidelberg.

Der Text handelt von Forschungs-Ergebnissen vom Annelie-Wellensiek-Zentrum für Inklusive Bildung.

Das heißt kurz: **AW-ZIB**.

Das AW-ZIB gehört zur PH Heidelberg.

Es geht in dem Text darum, wie andere Menschen das AW-ZIB sehen.

Zum Beispiel: Studierende und Lehrende.

Das AW-ZIB arbeitet nach dem Motto:

Inklusiv – Kompetent – Bedeutsam.

Eine wichtige Aufgabe vom AW-ZIB ist:

Ein Teil der Lehre soll gemeinsam gemacht werden.

Das heißt: Erfahrungs-Expert:innen in eigener Sache können mitmachen.

Deshalb gibt es Bildungs-Angebote von Menschen mit Beeinträchtigungen.

Diese Menschen heißen: Bildungs-Fachkräfte. Kurz: **BFK**.

Sie haben viel eigene Erfahrung.

Sie sind Erfahrungsexpert:innen in eigener Sache.

Sie wissen, wie Barrieren im Alltag aussehen.

Sie wissen auch, wie man Barrieren abbaut.

Sie sind qualifiziert.

Sie haben gelernt, ihre Erfahrungen zu reflektieren und darüber zu berichten.

Durch die Bildungs-Angebote der BFK sollen Studierende und Lehrende:

- über Inklusion nachdenken,
- selbst etwas zur Inklusion beitragen,
- ihre Inklusions-Kompetenz verbessern.

Das AW-ZIB will:

- Hochschulen inklusiver machen,
- über Teilhabe-Chancen sprechen,
- Barrieren erkennen und abbauen,
- neue Ideen für eine bessere Gesellschaft geben.

Das AW-ZIB gibt es seit dem Jahr 2020.

Es hat barrierefreie Räume.

Informationen zum AW-ZIB bekommt man über eine barrierefreie Internet-Seite, einen Instagram-Kanal und einen Newsletter.

Das AW-ZIB macht Angebote zur Inklusion.

Die Bildungs-Angebote der BFK sind Pflicht an der Hochschule.

BFK arbeiten immer zu zweit.

Das Team vom AW-ZIB ist bunt gemischt.

Es gibt BFK und Wissenschaftler:innen.

Zwei Kolleginnen im Team übernehmen das Teilhabe-Management.

Sie kümmern sich darum, dass die BFK gut mitarbeiten können.

Alle BFK haben eine unbefristete Stelle.

Das heißt: Sie dürfen lange an der Hochschule arbeiten.

Sie können auch Fortbildungen machen.

Die partizipative Forschungs-Gruppe des AW-ZIB hat geforscht:

Wie sehen andere Personen das AW-ZIB?

Zum Beispiel Studierende und Lehrende.

Der Text zeigt die Forschungs-Ergebnisse auf.

Die Forschungs-Ergebnisse zeigen:

Es gibt verschiedene Arten von Wissen.

Zum Beispiel: Erfahrungswissen und akademisches Wissen.

Beides ist wichtig.

Die BFK haben viel Erfahrungswissen.

Sie lernen Fachbegriffe.

Sie lernen auch, wie man gute Bildungs-Angebote macht.

Manche Lehrende denken:

Akademisches Wissen ist wichtiger.

Aber das stimmt nicht.

BFK können Lern-Prozesse sehr gut begleiten.

Sie haben viel Wissen und können gut erklären.

Im Text steht auch:

Manchmal sehen andere Menschen nur die Behinderung der BFK.

Dann sehen sie nicht, wie viel die BFK können.

Einige Studierende haben die Sorge:

Die BFK könnten im Seminar nur ihre Geschichte erzählen.

Dann wirkt das Angebot künstlich.

Oder: Die BFK könnten vorgeführt werden.

Viele verstehen nicht gleich, was BFK bedeutet.

Darum ist es wichtig:

Die Hochschule muss besser erklären, was die BFK tun.

Auch die anderen Team-Mitglieder sind wichtig.

Sie dürfen nicht wie Hilfskräfte wirken.

Die Forschungs-Ergebnisse geben Vorschläge für die Zukunft:

- Das AW-ZIB soll bekannter werden.
- Das AW-ZIB sollte mehr Kontakte zu anderen Einrichtungen aufbauen.
- Das AW-ZIB will mehr Bildungs-Angebote gemeinsam mit Wissenschaftler:innen machen.
- Menschen sollen mehr Infos über die Arbeit der BFK bekommen.
- Die Bildungs-Angebote sollen mehr Lösungen zum Umgang mit Menschen mit Beeinträchtigungen aufzeigen.
- Die Berichte der BFK sollen kein Mitleid erregen.
- Die Berichte der BFK sollen zum Nachdenken anregen.
- Das AW-ZIB will auch mit Politik, Schulen und Firmen zusammenarbeiten.

Das Ziel ist:

Das AW-ZIB soll ein noch besseres Beispiel für Inklusion werden.

Antwortbeitrag 11:**Brücken bauen. Wissen wandeln. Ordnungen öffnen.**

Wer lehrt und wer lernt? – Rollen gemeinsam verändern

Mehrere Autor:innen haben diesen Text geschrieben.

Sie heißen: Andrea Platte, Kosima Kosak, Lilly König, Fabian Hesterberg und Florian Linz.

Sie schreiben über einen Arbeits-Bereich.

Der Arbeits-Bereich heißt: EiN* Ort für inklusives Wissen.

Er gehört zur Technischen Hochschule Köln.

In dem Arbeits-Bereich arbeiten Bildungs-Fachkräfte, wissenschaftliche Mitarbeitende und Studierende.

Der Arbeits-Bereich möchte die Lehre an der Hochschule verändern.

Er will, dass alle Menschen mitmachen können.

Vor allem Menschen, die bisher ausgeschlossen wurden.

Partizipative Lehre bedeutet:

Alle sollen mitreden dürfen.

Alle sollen mitgestalten dürfen.

Alle sollen ihr Wissen gut einbringen können.

So kann sich die Hochschule verändern.

Die Autor:innen sagen:

Damit das klappt,

muss sich auch die Hochschule verändern wollen.

Es braucht Zeit, Offenheit und gute Zusammen-Arbeit.

Der Arbeits-Bereich »EiN* Ort« ist fest in der Fakultät verankert.

Er unterstützt inklusive Entwicklungen.

Und er ist ein wichtiger Teil der Hochschule.

Damit alle gut zusammen-arbeiten können, braucht es:

- genug Zeit
- Verständnis füreinander
- die Fähigkeit, mit Konflikten umzugehen

In der Lehre gibt es viele Arten von Wissen.

Zum Beispiel:

- wissenschaftliches Wissen
- Wissen aus Erfahrungen

Am Anfang haben die Bildungs-Fachkräfte ihr Erfahrungs-Wissen eingebracht.

Das heißt: Sie sprechen über das, was sie selbst erlebt haben.

Jetzt entwickeln die Bildungs-Fachkräfte auch persönliche Stärken und Fach-Kenntnisse.

Zum Beispiel in Leichter Sprache, Mobilität oder inklusiver Kommunikation.

Dieses Wissen hilft in der Lehre und Forschung.

Und es zeigt:

Berufliche Bildung hört nicht auf.

Sie geht immer weiter.

Der Arbeits-Bereich sagt:

Alle Arten von Wissen sind gleich wichtig.

Man soll keine Art von Wissen als besser bewerten.

Studierende und Lehrende begegnen sich auf Augenhöhe.

Gemeinsam wird neues Wissen entwickelt.

So entsteht ein Raum für Lernen und Haltung.

Inklusive Lehre verändert auch die Rollen:

Die Bildungs-Fachkräfte erzählen mehr über ihr Leben als andere Lehrende.

Das wird auch von ihnen erwartet.

Dann trauen sich auch die Studierenden, offen zu sein.

Und über ihr Leben zu sprechen.

Wenn mehrere Personen ein Seminar gestalten,

muss klar sein: Wer hat welche Aufgabe?

Das gibt den Studierenden Sicherheit.

Und auch den Lehrenden.

Die Bildungs-Fachkräfte tragen die Verantwortung für ihre Seminare.

Sie haben eine wichtige Rolle.

Auch die Studierenden haben eine wichtige Rolle:

Sie sind nicht nur Zuhörende.

Sie bringen ihr eigenes Wissen mit ein.
 Und die Lehrenden sind nicht nur Wissens-Vermittelnde.
 Sie lernen selbst mit.

Manchmal entstehen Irritationen.
 Das bedeutet: Etwas ist ungewohnt oder verwirrend.
 Zum Beispiel:
 Mehrere Personen leiten ein Seminar.
 Aber genau das hilft beim Lernen.
 Denn so denkt man über alte Sichtweisen nach.
 Und man lernt:
 Es kann auch anders gehen.

Partizipative Lehre macht neue Perspektiven sichtbar.
 Sie zeigt: Es gibt viele Arten, zu leben und zu lernen.
 Sie zeigt auch: Jedes Wissen ist wertvoll.

Die Teilnehmenden können sich gegenseitig Rückmeldung geben.
 So entsteht ein gemeinsamer Lernprozess.
 Die Lehrenden lernen dabei auch von den Studierenden.

Der Arbeits-Bereich »EiN* Ort« ist ein Raum zum Ausprobieren.
 Hier darf man neue Rollen testen und neue Ideen einbringen.

Der Arbeits-Bereich will:

- mehr Teilhabe ermöglichen,
- mehr Inklusion schaffen,
- die Hochschule weiterentwickeln.

Das gemeinsame Ziel ist mehr Inklusion.
 Es wird nur in Zusammenarbeit erreicht.
 Jede Person bringt ihre Stärken ein.
 So entsteht eine Einheit.

Die berufliche Bildung wird für jede einzelne Person und für den ganzen Arbeits-Bereich weitergehen.
 Die Hochschule verändert sich ständig.
 Es gibt positive Veränderungen.
 Zum Beispiel:
 Die Bildungs-Fachkräfte werden in der Organisation der Fakultät mitgedacht.

Es gibt auch Herausforderungen.

Zum Beispiel:

Die Forderung nach verständlicher Sprache.

Der Arbeits-Bereich »EiN* Ort für inklusives Wissen« versucht, die Hochschule inklusiver zu machen.

Das heißt: Er versucht, Barrieren abzubauen.

Und: Das Lernen für alle zu ermöglichen.

Manchmal klappt das schon gut.

Manchmal noch nicht.

Der Arbeits-Bereich arbeitet weiter an diesem Ziel.

Antwortbeitrag 12: Wer nimmt woran in der Erwachsenenbildung teil?

Die Autor:innen Olaf Dörner und Katharina Pongratz haben diesen Text geschrieben.

An Hochschulen soll jeder Mensch mitmachen können.
Besonders wichtig ist das für Menschen mit Behinderungen.
Denn oft werden sie ausgeschlossen.

Der Text erklärt:
Wie kann man die Hochschule für alle Menschen öffnen?
Wie kann man gemeinsam lernen und forschen?

Ein zentrales Wort im Text ist: **Partizipation**.
Das bedeutet: mitmachen, mitreden und mitentscheiden.
Im Text wird gesagt: Partizipation ist ein schwerer Begriff.
Er kann viele Bedeutungen haben.

Manchmal heißt Partizipation:
Ich bin einfach nur dabei.
Manchmal heißt es:
Ich darf aktiv mitgestalten.

Der Text stellt viele Fragen:
Wer darf mitmachen?
An was darf man mitmachen?
Mit wem macht man etwas zusammen?

Es wird auch gesagt:
Partizipation ist nicht automatisch Inklusion.
Beides sind große Begriffe.
Aber sie bedeuten nicht dasselbe.

Die Autor:innen schauen auf zwei Beispiele:
Die Werkstatt-Uni und das Lebenswelten-Seminar.
Beide Beispiele kommen von der Universität in Magdeburg.

In der Werkstatt-Uni lernen Menschen mit und ohne Behinderung gemeinsam an der Hochschule.
Auch Fachkräfte aus der Behinderten-Hilfe machen mit.

Das Ziel ist: Alle lernen zusammen an einem Thema.

Dabei geht es nicht nur um Wissen.

Wichtig ist auch, gemeinsam etwas zu erleben.

Aber die Beobachtungen zeigen:

Die Studierenden übernehmen oft die Rolle der Lehrer:innen.

Sie helfen den anderen, geben Aufgaben und Anleitungen.

Die Erwachsenen mit Behinderung dürfen wenig selbst entscheiden.

Oft warten sie auf Anweisungen.

Nur wenn sie gefragt werden, bringen sie eigene Ideen ein.

Dann zeigen sie, wie viel sie können.

Die Fachkräfte aus der Behinderten-Hilfe ändern ihre Rolle.

Erst betreuen sie die Menschen mit Behinderung.

Später machen sie beim Lernen mit.

Doch von außen ist nicht immer klar, wer welche Rolle hat.

Im Lebenswelten-Seminar ist das anders:

Hier unterrichten Menschen mit Behinderungen die Studierenden.

Sie heißen: Bildungs-Fachkräfte.

Sie erzählen von ihrem Leben und ihren Erfahrungen.

Die Studierenden lernen dabei viel.

Am Anfang sind sie unsicher.

Später arbeiten sie gut mit den Bildungs-Fachkräften zusammen.

Die Bildungs-Fachkräfte werden von pädagogischen Fachkräften unterstützt.

Wenn es schwierig wird, helfen diese Fachkräfte.

Manchmal erklären sie auch Dinge oder greifen ein.

Außerdem gibt es persönliche Assistent:innen.

Sie helfen den Bildungs-Fachkräften im Alltag.

Zum Beispiel beim Arbeiten mit Materialien.

Ein wichtiger Punkt:

Die Bildungs-Fachkräfte dürfen keine Prüfungen abnehmen.

Das machen andere Dozent:innen.

Das zeigt: Auch hier gibt es Unterschiede und Grenzen.

Beide Beispiele zeigen:

Partizipation – also Mitmachen – ist möglich.

Aber es gibt Hindernisse.

Nicht alle dürfen gleich viel mitentscheiden.

Die Autor:innen sagen:

Wir müssen Mitbestimmung genauer erforschen.

Wir müssen verstehen, was wirklich passiert.

Nur so kann man gute Ideen für die Zukunft finden.

Man soll nicht nur von Inklusion sprechen.

Man soll sie auch leben.

Partizipation bedeutet mehr als nur Mitmachen.

Es geht auch um Mitbestimmung.

Und an der Hochschule geht es darum, Wissen auf verschiedene Arten weiterzugeben.

Die Autor:innen meinen:

Inklusive Bildung muss nicht perfekt sein.

Aber sie muss offen für alle Menschen sein.

Und sie muss sich weiterentwickeln.

Antwortbeitrag 13: Wie sieht die Behindertenbewegung Partizipative Lehre?

In diesem Beitrag haben Anne Goldbach und Nico Leonhardt mit verschiedenen Menschen gesprochen:

Raúl Aguayo-Krauthausen

Natalie Dedreux, Anna-Lisa Plettenberg, Paul Spitzeck

Volker Schönwiese und Petra Flieger

Diese Menschen sind zum Beispiel:

- Menschen aus der Behinderten-Bewegung
- Menschen, die sich für Inklusion einsetzen
- Menschen, die in der Wissenschaft arbeiten

Die Gespräche waren über:

Wie kann Lehre so gestaltet werden,

dass alle mitmachen können – auch Menschen mit Behinderung?

Die Autor:innen wollten zeigen:

Warum ist es wichtig,

dass Menschen mit Behinderung in der Lehre mitwirken?

Und wie kann das gelingen?

Ein wichtiges Ziel ist:

Menschen mit Behinderung sollen gesehen und gehört werden.

Sie sollen selbst erzählen können, was sie erlebt haben.

Und sie sollen ihr Wissen in die Lehre einbringen.

So entsteht ein besseres Verständnis für verschiedene Lebensweisen.

Alle sollen voneinander lernen können.

Das hilft auch, Ängste und Unsicherheiten abzubauen.

Aktivist:innen sagen:

Inklusion hat mit Macht zu tun.

Raúl Aguayo-Krauthausen sagt:

Menschen mit Behinderung werden oft stärker kontrolliert.

Sie sollen selbst forschen und eigene Fragen stellen dürfen.

Volker Schönwiese und Petra Flieger sagen:
Mitmachen sollte schon im Kindergarten normal sein.
Das muss man nachholen.

Aber es gibt viele Hindernisse:

- zu wenig Geld und Zeit
- Vorurteile
- viele Regeln und komplizierte Abläufe

Aguayo-Krauthausen sagt:
Oft bestimmen Nicht-Behinderte, wie Inklusive Lehre abläuft.

Schönwiese sagt:
Es gibt viel Widerstand an der Uni.

Flieger sagt:
Es ist sehr aufwendig, Menschen mit Behinderung als Tutor:innen einzubinden.
Oft fehlen inklusive Angebote in Kursen.

Ein weiteres Thema ist:
Wissen von Menschen mit Behinderung.

Dieses Wissen kommt aus Erfahrung.
Und dieses Erfahrungs-Wissen ist sehr wichtig.

Zum Beispiel:

- Natalie Dedreux
- Anna-Lisa Plettenberg
- Paul Spitzneck

Sie erzählen selbst von ihren Erfahrungen.
So kann Wissen mit dem Alltag verbunden werden.
Schönwiese erklärt damit sogar wissenschaftliche Modelle.

Flieger sagt:
Menschen mit Lern-Schwierigkeiten sollen ihr Wissen weitergeben können.

Aber:
Sie sollen nicht nur auf ihre Behinderung reduziert werden.

Auch Menschen mit Lern-Schwierigkeiten können weiterlernen.
Lernen durch Möglichkeiten zum Mitmachen.
Leichte Sprache kann dabei helfen.

Ein weiteres Thema ist:
Wer darf wie in der Lehre sprechen?

Spricht man nur für sich?
Oder für viele andere Menschen mit Behinderung?

Natalie Dedreux sagt:
Ich rede über mich.
Aber ich spreche als Aktivistin auch für andere mit Down-Syndrom.
Sie will etwas in der Gesellschaft verändern.
Sie setzt sich für eine Sache ein.

Paul Spitzeck sagt:
Meine Videos zeigen meine Meinung.
Aber sie helfen auch anderen.
Sie machen aufmerksam auf Menschen mit Down-Syndrom.

Aguayo-Krauthausen warnt:
Behinderte Menschen werden oft benutzt,
damit sich andere gut fühlen.

Flieger sagt:
Es ist wichtiger, dass man überhaupt miteinander lernt.
Niemand kann für alle sprechen.

Schönwiese sagt:
Lehrende mit Behinderung sind oft auch Aktivist:innen.

Langfristige Projekte sind wichtig.
Kurze Projekte reichen nicht aus.

Menschen mit Behinderung sollen als Lehrende ernst genommen werden.
Aguayo-Krauthausen sagt:
Sie brauchen echte Macht und Mitbestimmung.

Es sollen neue Arbeitsplätze an der Uni entstehen.
Flieger sagt: Auch für Menschen mit Lern-Schwierigkeiten.

Schönwiese findet das ein gutes Beispiel:
Das Projekt »100 Jahre Behinderten-Bewegung«.
Zeitzeug:innen haben an Unis berichtet.

Wichtig ist:
Partizipation ist ein politischer Auftrag.
Alle sollen mitreden können.
In allen Lebensbereichen.

Der Leitsatz heißt:
»Nichts über uns ohne uns.«

Abschlussbeitrag 1 der Herausgeber:innen: Partizipative Lehre weiterdenken – Reflexionen

Diesen Text haben Saskia Schuppener, Helene Hellmann, Anne Goldbach, Mandy Hauser und Nico Leonhardt geschrieben.

Einleitung

Im Grundlagen-Beitrag haben wir erklärt:
Hochschulen sind oft Orte, die viele Menschen ausschließen.
Partizipative Lehre kann helfen, das zu verändern.

Wir haben die Fragen gestellt:

- Wer darf mitmachen?
- Welche Veränderungen braucht die Hochschule?
- Welches Wissen wird vom wem vermittelt?

Im zweiten Teil des Buches haben viele Autor:innen darauf geantwortet.
Sie haben ihre eigenen Erfahrungen und Sichtweisen eingebracht.

In diesem Abschluss-Beitrag fassen wir diese Antworten zusammen.

Wir zeigen:

Welche gemeinsamen Standpunkte gibt es?

Wo werden Unterschiede gesehen?

Und: Welche Fragen bleiben weiterhin offen?

Versuch einer Definition

Partizipation bedeutet, dass verschiedene Menschen bei etwas mitmachen können.

Hier geht es um das Mitmachen an Hochschulen.

Das nennen wir *Partizipative Lehre*.

Es gibt schon das Konzept: *Partizipative Forschung*.

Daher kommt die Bezeichnung Partizipative Lehre.

Wir haben versucht, den Begriff *Partizipative Lehre* genauer zu erklären.

Manchmal wird auch von *Inklusiver Lehre* gesprochen.

Die Begriffe sind sich ähnlich. Und sie sind nicht klar zu trennen.

Wichtig ist:

Partizipative Lehre ist nicht nur für Menschen mit Lern-Schwierigkeiten gedacht. Sie kann auch andere Gruppen einschließen, die Ausgrenzung erfahren haben. Zum Beispiel Menschen mit Behinderungen, mit Rassismus-Erfahrungen oder ohne Schul-Abschluss.

Ein weiterer Punkt:

Inklusion ist nie frei von Spannungen oder Konflikten. Es gibt immer Widersprüche zwischen Inklusion und Exklusion. Diese Widersprüche müssen bearbeitet werden – sie lassen sich nicht einfach auflösen.

Damit wird deutlich:

Partizipative Lehre ist kein fertiges Konzept. Es muss immer diskutiert und weiterentwickelt werden.

Blick auf die Strukturen von Hochschule

Im Grundlagen-Beitrag wurde betont:

Hochschulen haben feste Regeln und viele Traditionen. Damit schließen sie viele Menschen aus.

Die Antworten zeigen:

- Viele Beteiligte arbeiten nur befristet.
- Bezahlung fehlt oft oder ist nicht sicher.
- Zugang zu Räumen, Technik oder Informationen ist nicht selbstverständlich.
- Es gibt kaum Möglichkeiten für Aufstieg und langfristige Arbeit.

Deutlich wird:

Es reicht nicht, einzelne Projekte zu machen. Damit Partizipation gelingt, müssen auch Macht und Ressourcen anders verteilt werden.

Blick auf Partizipation

Im Grundlagen-Beitrag stand die Frage:

Soll Partizipative Lehre eine besondere Ergänzung sein?
Oder soll sie Hochschul-Lehre insgesamt verändern?

Die Antworten sind unterschiedlich:

- Manche sehen Partizipation als Chance für grundlegende Veränderungen.
- Andere warnen: Partizipation kann auch oberflächlich sein:
Wenn Menschen nur zuhören dürfen, aber nicht mitentscheiden.
- Manchmal findet kein wirkliches Mitmachen statt.
Dann verändert sie Strukturen nicht wirklich.

Das zeigt:

Partizipation bringt Spannungen mit sich.

Weil Menschen unterschiedlich sind – und nicht alle gleich gut mitmachen und mitbestimmen können.

Deshalb muss Partizipation immer wieder kritisch überprüft werden.

Blick auf verschiedene Rollen

Im Grundlagen-Beitrag haben wir gefragt:

Welche Rolle haben Menschen mit Lern-Schwierigkeiten in der Lehre?

Die Antworten machen deutlich:

- Lehrende mit Exklusions-Erfahrungen werden oft auf ihr Erfahrungswissen reduziert.
- Sie geraten in Rollen-Konflikte:
Einerseits sollen sie ihre Erfahrungen einbringen.
Andererseits werden sie als »Vertreter:innen« einer ganzen Gruppe gesehen.
Das nennt man Repräsentation.
- Diese Repräsentation kann zu Belastungen führen.

Einige Beiträge schlagen vor:

Rollen-Konflikte sollen offen angesprochen werden.

Repräsentation sollte als gemeinsame Aufgabe verstanden werden.

Blick auf Wissen

Im Grundlagen-Beitrag haben wir gefragt:

Welche Formen von Wissen werden in der Hochschule anerkannt?

Meistens ist das Theorie-Wissen.

Und wie kann Erfahrungswissen eingebracht werden?

Die Antworten zeigen:

- Manche sehen Erfahrungs-Wissen im Zentrum der Partizipativen Lehre.
- Andere warnen: Wenn es »nur« um persönliche Geschichten geht, kann Anerkennung wegfallen.
- Einige Projekte versuchen, Erfahrungs-Wissen und Theorie-Wissen zu verbinden.
- Und es gibt auch die Sichtweise: Theorie-Wissen wird nie ohne Erfahrungs-Wissen vermittelt.

Offen bleibt:

- Wie können beide Wissens-Formen gleichwertig nebeneinanderstehen?
- Wie ermöglichen wir Lehrenden mit Exklusions-Erfahrungen, auch Theorie-Wissen zu bekommen und zu vermitteln?
- Welches Wissen ist wie wichtig in der Partizipativen Lehre?

Offene Fragen

Der Grundlagen-Beitrag endete mit vielen Fragen.

Die Antwort-Beiträge haben versucht, sie zu beantworten.

Aber sie haben auch neue, andere Fragen gestellt.

Jetzt zeigen sich neue Diskussions-Punkte:

- Soll Partizipative Lehre eine Nische bleiben – oder Teil der Hochschule werden?
- Wie können Bezahlung und Assistenz dauerhaft gesichert werden?
- Wie lassen sich Macht und Verantwortung fair teilen?
- Wie können Rollen-Konflikte bearbeitet werden – ohne Menschen zu überlasten?
- Welche Bedingungen braucht »gute« Partizipative Lehre?

Fazit

Der Grundlagen-Beitrag hat die wichtigsten Fragen gestellt.

Die Antwort-Beiträge haben viele dieser Fragen vertieft.

Sie haben gezeigt:

- Strukturen an Hochschulen bleiben eine große Hürde.
- Partizipative Lehre ist kein einheitliches Konzept an Hochschulen.
- Partizipation ist mit Spannungen verbunden und nicht einfach oder selbstverständlich.

- Rollen und Repräsentation sind komplex und können auch für Streit sorgen.
- Erfahrungs-Wissen und Theorie-Wissen müssen neu gedacht und bewertet werden.

Deutlich wird:

Partizipative Lehre ist kein fertiges Modell.

Sie bleibt ein offenes Feld und entwickelt sich immer weiter.

Ihre Weiter-Entwicklung hängt von vielem ab: Zum Beispiel davon, wie Hochschulen mit Strukturen, Rollen und Wissen umgehen.

Abschlussbeitrag 2 der Herausgeber:innen: Partizipative Lehre weiterdenken – Perspektiven für die Zukunft

Diesen Text haben Nico Leonhardt, Mandy Hauser, Saskia Schuppener, Helene Hellmann und Anne Goldbach geschrieben.

Einleitung

In diesem Beitrag geht es darum,
wie Partizipative Lehre in Zukunft weitergedacht werden kann.
Wir knüpfen an die bisherigen Diskussionen im Buch an.
Die Antworten haben gezeigt:
Es gibt viele Widersprüche, offene Fragen und verschiedene Sicht-Weisen.

Wir stellen hier einige Ansätze vor,
wie die Diskussion um Partizipative Lehre weitergeführt werden kann.
Dabei geht es um:

- wichtige Themen und Konflikte
- Begriffe, die geklärt werden müssen
- den Blick auf Fähigkeiten
- Ungerechtigkeit beim Wissen
- Gefühle und Verletzlichkeit
- politische Fragen

Wichtige Themen und Konflikte

Die Diskussionen im Buch haben vier große Themen sichtbar gemacht:

1. Strukturen der Hochschule: Sie können Menschen ausschließen.
2. Begriffe wie »Partizipation« oder »Expert:innen« sind oft nicht eindeutig erklärt.
3. Rollenfragen: Wer spricht für wen – und mit welchen Folgen?
4. Wissen: Wie stehen Erfahrungs-Wissen und Theorie-Wissen in Beziehung?

Diese Themen helfen, die Diskussion um Partizipative Lehre zu ordnen.
Sie zeigen aber auch, dass vieles noch offen ist.

Partizipative Lehre muss diese Themen im Blick behalten und Wege finden,
mit den offenen Fragen umzugehen.

Wichtige Wörter erklären

Begriffe wie Partizipation, Inklusion, »auf Augenhöhe« oder Expert:innen werden sehr unterschiedlich genutzt.

Wenn sie nicht genau erklärt werden, können sie Missverständnisse oder neue Ausschlüsse schaffen.

Ein Beispiel ist der Begriff »Expert:innen in eigener Sache«.

Er kann stärkend wirken, weil er Erfahrungen als Wissen anerkennt.

Aber er kann auch dazu führen, dass Menschen nur noch über ihr persönliches Leben sprechen dürfen.

Für Partizipative Lehre bedeutet das:

Begriffe müssen bewusst eingesetzt und immer wieder neu erklärt werden.

Den Blick auf Fähigkeiten hinterfragen

Ein Ansatz für die Weiter-Entwicklung ist die Kritik des Ableismus.

Ableismus bedeutet:

Menschen werden nach ihren Fähigkeiten bewertet.

Manche Fähigkeiten gelten als »normal« und »wertvoll«.

Andere werden abgewertet.

An Hochschulen zeigt sich das zum Beispiel so:

- Zugang ist an Leistung gebunden.
- Alle sollen sich an Regeln der Uni anpassen.
- Emotionale Arbeit von Menschen mit Behinderung bleibt unsichtbar.

Eine ableismus-kritische Reflexion kann helfen, diese Strukturen sichtbar zu machen und zu fragen, wie sie verändert werden müssen.

Für Partizipative Lehre bedeutet das:

Sie muss kritisch hinterfragen, welche Fähigkeiten als wichtig gelten und welche Menschen dadurch ausgeschlossen werden.

Ungerechtigkeit beim Wissen

Ein zweiter Ansatz ist das Konzept epistemische Ungerechtigkeit.

Das bedeutet: Ungerechtigkeit im Umgang mit Wissen.

Es gibt zwei Formen:

- Ungerechtigkeit, wenn Aussagen von Menschen nicht ernst genommen werden, weil man ihnen weniger zutraut.
- Ungerechtigkeit, weil Menschen Begriffe fehlen, um Erfahrungen auszudrücken.

Dadurch bleiben manche Perspektiven unsichtbar.

Für Partizipative Lehre bedeutet das:

Sie muss Räume schaffen, in denen unterschiedliche Wissens-Formen anerkannt werden und neue Begriffe entstehen können.

Und Wissens-Formen sollten in Verbindung zueinander gedacht werden.

Gefühle und Verletzlichkeit

Ein weiterer Ansatz ist, Gefühle ernst zu nehmen.

An Hochschulen gilt oft:

Wissen muss sachlich und neutral sein.

Gefühle sollen keine Rolle spielen.

Aber:

Menschen, die Ausgrenzung erleben,
müssen oft viel Gefühls-Arbeit leisten.

Das bleibt meist unsichtbar,
obwohl es sehr wichtig ist.

Wenn Gefühle ernst genommen werden,
zeigen sich auch Ungerechtigkeiten.

Auch Verletzlichkeit sollte beachtet werden.

Sie wird oft als Schwäche gesehen.

Sie kann aber auch eine Stärke sein –

eine Grundlage für gemeinsames Lernen und Handeln.

Für Partizipative Lehre bedeutet das:

Sie sollte Gefühle und Verletzlichkeit als Teil von Wissen und Lehre anerkennen.

Politische Fragen

Partizipative Lehre ist nicht nur eine pädagogische Idee.

Sie ist auch politisch.

Das zeigt sich auf drei Ebenen:

- Strukturen: Wer darf an Entscheidungen teilnehmen?
- Politik: Welche Programme und Maßnahmen gibt es?
- Prozesse: Wie laufen Diskussionen und Reformen ab?

Außerdem stellt Partizipative Lehre Fragen nach Gerechtigkeit:

- Was ist gerechte Bildung?
- Wer darf über Inklusion forschen und sprechen?
- Wie können Macht-Verhältnisse in der Wissens-Vermittlung verändert werden?

Für uns bedeutet das:

Partizipative Lehre muss immer auch politisch gesehen werden – als Teil von Bildungs-Strukturen, Politik und Macht-Fragen.

Fazit

Partizipative Lehre bleibt eine Herausforderung mit offenen Fragen.

Es gibt viele Spannungen, die nicht einfach zu lösen sind.

Partizipative Lehre ist kein fertiges Modell, sondern eine Praxis, die immer wieder neu entwickelt werden muss.